

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Waldmühle oder: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein

[urn:nbn:de:bsz:31-290809](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-290809)

Die Waldmühle oder: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Es war an einem stürmischen Novemberabend, als ein junger Bursche von frischem Aussehen den einsamen Thalweg nach einer tief im Walde gelegenen Mühle verfolgte und durch seinen raschen Gang die Absicht zu erkennen gab, die Mühle noch vor einbrechender Dunkelheit erreichen zu wollen. Er hatte jedenfalls einen weiten Marsch gemacht und sehnte sich nach einer Nachtherberge, welche er von den Müllersleuten zu erhalten hoffte, da weit und breit keine menschliche Ansiedelung in der wild romantischen Schlucht war und er für heute unmöglich weiter kommen konnte.

„Wie schön wäre es,“ dachte er bei sich selbst, „wenn ich in dieser Mühle Arbeit bekommen könnte, denn das Herumschweifen hat doch keinen Nutzen und ist besonders bei dieser Witterung kein Vergnügen zu nennen; auch geht meine Baarschaft, welche ich mir an meinem letzten Plaze erübrigt habe, immer näher zusammen.“

Wer hätte es gedacht, daß ich von meinem letzten Plaze, wo ich doch Alles aufbot, meine Pflichten zu erfüllen, auf so schwächliche Weise fortgekommen bin; allein der andere Mühlbursche hatte weder Raß noch Ruhe, bis er mich bei dem Meister verläumdete hatte und dieser seinen Lügen glaubend, mich aus dem Dienste entließ. Nur frischen Muth! Es wird sich auch wieder ein Plätzchen für mich finden und vielleicht kommt auch mein ehemaliger Meister zur Einsicht und bereut es noch, daß er mich nur in Folge einer leeren Verläumdung aus dem Dienste entlassen hat.“

Mit diesem Gedanken beschäftigt, näherte sich der junge Mann der Mühle, welche an einen Felsen angebaut war und deren Räder durch einen aus der Felspalte hervorschießenden Sturzbach in Bewegung gesetzt wurden. Das Klappern der Mühle und das Rauschen des Wassers wurde von dem Heulen des Sturmes übertroffen, welcher durch die kahlen Bäume des Waldes fuhr und die großen Regentropfen an die Fenster der Mühle schleuderte. Die Bewohner der Mühle waren gerade beim Abendessen, als ein fremder Müllerbursche in die behaglich erwärmte Stube trat und nach anständigem Gruße den Müller um eine Nachtherberge ersuchte.

Der Müller, ein gemüthlicher Alter, von noch rüstigem Aussehen, hieß den Ankömmling an den Tisch sitzen um an dem Mahle theilzunehmen, was sich dieser nach seinem anstrengenden Marsche nicht zweimal sagen

ließ, sondern sogleich von dem Anerbieten des Hausvaters Gebrauch machte.



Nachdem er sich einigermaßen gesättigt hatte, begann er auf Ansuchen des Müllers und seiner Familie die Ereignisse seiner Reise und mit denselben zu erzählen, daß er seinen letzten Plaz durch die Verläumdungen, welche sein College bei dem Meister angezettelt, verloren habe.

Meister Berthold gefiel das aufrichtige und gutmüthige Wesen des Burschen überaus und nachdem er dessen Zeugnisse, welche nur Empfehlendes für den jungen Mann enthielten durchgesehen hatte, beschloß er, denselben in seinen Dienst zu nehmen, da er eines Mühlburschen bedürftig war. Nach kurzer Ueberlegung sagte Meister Berthold zu dem Burschen: „Höre Franz, wenn du Lust hast, bei mir in Arbeit zu treten und dich als ehrlicher und anständiger Mensch benimmst, so soll es dir an Nichts fehlen, du hast Arbeit auf lange Jahre und brauchst keine Angst zu haben, daß du durch Verläumdung um deinen Dienst kommen wirst; denn ich beurtheile meine Leute nach meinen eigenen Beobachtungen und lege kein Gewicht auf leeres Geschwäze.“

„Von Herzen gerne nehme ich Euern Antrag an, werther Meister, Ihr werdet gewiß zufrieden mit mir sein und ich will mir alle Mühe geben Euch nach besten Kräften zu nützen.“

Auch die Tochter des Müllers, ein blühendes kräftiges Mädchen von etwa 19 Jahren, war mit dem Plane des Vaters vollkommen einverstanden und warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick nach dem Ankömmling, dem das rauhe Wetter seine rothen Wangen um einige Grade aufgefrischt hatte, bis dieser von dem Vater in die Schlafkammer begleitet wurde, wo er sich von den Beschwerden der Reise erholen konnte.

Am andern Tage arbeitete Franz schon munter in der Mühle und es war eine Freude, dem flinken Burschen zuzusehen, dem der weiße Mehlstaub gar nicht übel stand zu seinen frischen Wangen. Meister Berthold wies ihm alles an, was er zu besorgen hatte und Franz gab dem Meister das Versprechen, alles auf das Pünktlichste zu versehen.

Außer Franz arbeitete noch ein Bursche in der Mühle, welcher schon längere Zeit da zu sein schien und von Zeit zu Zeit dem Treiben des neu angekommenen Mühlburschen zusah. Sie arbeiteten jedoch halb Hand in Hand und theilten sich ihre gegenseitigen Verhältnisse im Gespräche mit, woraus Franz erfuhr, daß sein Colleague der Sohn eines benachbarten Müllers sei und bei Meister Berthold sich weitere Ausbildung im Geschäfte aneignen wolle.

Aus der ganzen Unterhaltung schloß Franz, daß sein Colleague Anton nicht allein zur Ausbildung in seinem Geschäfte hier sei, sondern auch noch Absichten auf die Tochter des Meister Berthold hatte, welche er unfehlbar zu erreichen hoffte, da er ja der Sohn eines bemittelten Müllers aus der Umgegend war. Auch sprach Anton öfters von Anna und gab in seinem ganzen Benehmen nur zu deutlich die Absicht kund, ein Verhältniß mit dem schönen jungen Mädchen anzuknüpfen.

Es vergingen mehrere Monate, während welchen die beiden Burschen ihre Arbeit gemeinschaftlich auf der Mühle verrichteten und Franz hatte sich während dieser Zeit durch Fleiß und ordentliches Betragen die ganze Achtung und Zufriedenheit seines Meisters in hohem Grade erworben, während Anna, die Tochter des Müllers, schon lange die Zuneigung zu dem schönen jungen Manne durch Blicke und ihr ganzes Benehmen gegen Franz unzweideutig an den Tag gelegt hatte.

Während Franz von Tag zu Tag heimlicher und zutraulicher zu den Müllerleuten wurde, um so mehr war er dem Andern ein Dorn im Auge, welcher

sich dadurch beinträchtigt fühlte. Er konnte es nicht sehen, daß Franz in so hohem Ansehen bei Meister Berthold stand und daß dieser ihn überall bevorzugte. Anton hatte schon oft versucht, den jungen Burschen bei Meister Berthold zu verleumben, allein dieser war für derartige Projekte durchaus nicht eingenommen und Franz kam dadurch nicht im geringsten in ein schiefes Licht bei dem Meister, da dieser ja schon längst die Absichten Antons erkannt hatte.

Es war am zweiten Osterfeiertage, als Anton zu Franz kam, und ihm den Antrag stellte, mit ihm nach seiner Heimath zu gehen und seine Mühle anzusehen, auch wollten sie dann ein wenig zum Tanz gehen und da heute nicht gearbeitet wurde auf der Mühle, so hofften sie die Erlaubniß hiezu von Meister Berthold zu erlangen. Franz war mit dem Antrage zufrieden und versprach mitzugehen, wenn es der Meister erlauben würde, da er schon lange die Umgegend besehen und wieder einmal einen vergnügten Tag haben wollte.

Nach dem Mittagessen, als Beide die Erlaubniß des Meisters eingeholt hatten, machten sie sich auf den Weg nach dem Heimathsdorfe Antons, welches etwa 2 Stunden von der Walbmühle entlegen war. Der Weg zog sich durch die Thalschlucht, dem Bache entlang, welcher von Meister Bertholds Mühle herfloß. Es war ein unvergleichlich schöner Tag. Die Sonne lächelte zwischen den frisch belaubten Waldbäumen hindurch auf die beiden Wanderer, welche munter ihres Weges dahinschreitend, die Schönheiten des Frühlings bewunderten und dem Gesange der gesiederten Bewohner der Waldbäume zuhörten.

Endlich langten sie in der Heimath Antons an und wurden von dessen Eltern auf das Zuvorkommendste empfangen und bewirthet. Nachdem sie sich von dem Marsche einigermaßen erholt hatten, begaben sie sich nach dem Wirthshause des Dorfes auf den Tanzboden, wo heute ungemein reges Leben herrschte. Mehrere schmucke Dirnen des Dorfes hatten Franz aufgemuntert mit ihnen zu tanzen, was dieser denselben auch gerne gewährte; während Anton mehr mit seinen Kameraden verkehrte und sich dem Genuße geistiger Getränke widmete. Der Abend war schon bereits hereingebrochen, als Franz zu dem schon angetrunkenen Anton herantrat und denselben ersuchte, mit ihm nach Hause gehen zu wollen, da der Meister ihnen nur Erlaubniß zum Ausbleiben bis 12 Uhr gegeben hatte.

„Du wirst doch nicht so einfältig sein,“ lachte dieser „und wirst jetzt schon nach Hause wollen, wo es erst schön wird hier auf dem Tanzboden?“

„Du weißt Anton, daß Meister Berthold immer

gut ist
deßhalb
und m
komme

Gi
Anton
den G
Lachen
Anna
du ein

Fra
roth in
regung
gültig
Falle
mühle

„N
dir nie
wieder
ich hal
du kan
weilen

„A
„St
der da
Kob

zurück,
Frau u
Garten
angebar
nach de
worauf
mit sei

Müller
folgend
„Ja
recht ge
ist. T
heimer
das hin

„A
haben
auch of
geheirat

„Du
unsere
Bursche
würdest
lichkeit
wird.

gut ist gegen uns und uns gerne ein Vergnügen gönnt; deshalb will ich sein Gebot auch nicht überschreiten und machen, daß ich eher eine Stunde zu früh heimkomme, als nur eine Minute zu spät.“

Ein teuflisches Grinsen zeigte sich in den Zügen Antons und indem er den Inhalt des vor ihm stehenden Glases hinunterstürzte, lallte er mit spöttischem Lachen: „Wahrscheinlich hast du Angst vor Fräulein Anna? Du denkst in ihrer Gunst zu fallen, wenn du eine Viertelstunde zu spät nach Hause kommst!“ —

Franz wurde bei dieser Aeußerung seines Kollegen roth im ganzen Gesichte, er suchte jedoch seine Aufregung zu unterdrücken und sagte scheinbar ganz gleichgültig: „Wenn du mit willst, so gehe; im andern Falle werde ich auch ohne dich den Weg zur Waldmühle zu finden wissen.“

„Nun ja! Ich will ja dir zu liebe mitgehen, damit dir nichts passiert unterwegs, ich kann ja nachher wieder umkehren; jedoch warte noch einen Augenblick, ich habe noch einiges mit meinem Vater zu sprechen, du kannst noch einige Zeit auf dem Tanzboden verweilen bis ich wieder zurückkehre.“

„Aber bleibe nicht zu lange aus!“

„In einer halben Stunde längstens bin ich wieder da!“

Kehren wir auf einen Augenblick in die Waldmühle zurück, so treffen wir Meister Berthold mit seiner Frau und Anna in traulichem Gespräche in dem kleinen Gartenhäuschen, welches der Müller an eine Felswand angebaut hatte, beisammen. Die Müllerin hieß Anna nach der Küche gehen, um das Nachtessen zu besorgen, worauf sich diese entfernte. Nachdem nun der Müller mit seiner Frau allein in der Laube war, rückte die Müllerin etwas näher zu ihrem Manne, worauf sich folgendes Gespräch entspann:

„Ich weiß nicht, unser Mädchel will mir nicht mehr recht gefallen, seit der frische Bursche auf der Mühle ist. Die jungen Leute haben immer etwas im Geheimen zu flüstern und zu scherzen; ich weiß nicht wo das hinaus will.“

„Ach was!“ entgegnete der Alte, „Junge Leute haben es immer so mit einander. Haben wir nicht auch oft gegen einander gelächelt Alte, ehe wir uns geheirathet haben?“

„Du wirst aber doch nicht denken, daß der Franz unsere Tochter heirathen solle! Er ist ein armer Bursche und es wäre am besten, wenn Du ihm kündest; wer weiß, was aus der heimlichen Vertraulichkeit unseres Kindes mit dem Burschen noch entstehen wird. Der Anton bekommt die schöne Mühle seines

Vaters und wäre ein ganz geeigneter Mann für unsere Tochter.“

„Was faselst du da vom Aufkünden! albernes Weib!“ entgegnete Meister Berthold, „der Bursche ist jetzt kaum ein halbes Jahr auf unserer Mühle und hat in dieser Zeit mein vollstes Vertrauen erworben; wogegen ich dem Anton, welcher schon zwei Jahre bei uns ist, noch nichts anvertrauen kann, ohne ihn den ganzen Tag im Auge zu haben; wenn er sich nicht besser befließt, als er es bisher gethan hat, werde ich ihm aufkünden!“

„Aber Berthold, du wirst doch nicht“ . . .

„Den Franz zum Schwiegersohn haben wollen, meinst du, nicht wahr Alte! Nun! er ist ein schmucker Bursche, der das Müllerhandwerk versteht und meinem Namen keine Schande machen würde und dem Mädchel gefällt er ja auch.“

„Aber er hat ja nichts von zu Hause und der Anton ist vermöglich und würde unser Vermögen durch das Seinige vermehren.“

„Und durch seine Unkenntniß und seinen Leichtsin in einigen Jahren Alles durchgebracht haben; übrigens ist es noch lange Zeit zum Berathen über diesen Punkt, wir wollen uns den Abend nicht durch einfältige Grübeleien vergällen, sondern über etwas anderes sprechen.“

„Wie kannst du nur die Besprechung solcher wichtigen Fragen einfältige Grübeleien nennen?“

„Weil diese doch keinen Werth haben, da es hier auf die Zuneigung unseres Kindes ankommt und ich nicht der Ansicht bin, meinem Kinde einen Mann aufzudrängen, den es nicht liebt und dadurch in's Unglück gestürzt würde.“

„Ja aber der Franz hat eben kein Vermögen!“

„Schweige mir mit dem Vermögen! du meinst eben auch, gleich den meisten Weibern, wenn man keine Geldkisten in das Haus schaffen könne, so sei keine glückliche Ehe vorauszusehen.“

„Nun von Geldkisten ist gar keine Sprache, aber Nichts ist und bleibt eben Nichts.“

„Franz hat Etwas, was nicht mit Geld zu bezahlen und auch selten zu finden ist, nämlich ein gutes Herz; auch ist er ein fleißiger braver Bursche, der es zu Etwas bringen wird und das ist meiner Ansicht nach das Beste, was ein Bräutigam seiner Braut mitbringen kann. Was haben denn wir gehabt, als wir vor 30 Jahren diese Mühle pachteten? Zu was haben wir es gebracht? Jetzt ist diese Mühle unser Eigenthum und wir haben Gott sei Dank soviel, daß wir sorgenfrei leben können. Wir lebten bis heute immer glücklich und zufrieden mit einander und wollen uns diese Frage

aus dem Kopfe schlagen, um den gegenseitigen Erörterungen ein Ende zu machen. Anna ist das einzige Kind, welches uns von den Dreien noch geblieben ist und hat Gott sei Dank soviel gelernt, daß sie als Hausfrau vorstehen kann, daher wir ihr die Entscheidung über ihre Zukunft selbst anheim stellen wollen und nicht durch eine unvorsichtige Aeußerung den ohnehin vorhandenen Widerwillen des Mädchens gegen Anton zur hellen Flamme anzufachen und die häusliche Ruhe dadurch zu stören.“

Das Gespräch wurde durch die eintretende Tochter des Hauses unterbrochen, welche ihre Eltern zum Nachtessen holen wollte. Die Dunkelheit war völlig eingebrochen und die kleine Familie begab sich nach der Wohnung um das Nachtessen zu sich zu nehmen.

Der Leser sieht, daß der alte Müller Berthold doch das Herz auf dem rechten Flecke hat und den Menschen nicht nach seinem Gelde, sondern nach seinen Eigenschaften beurtheilt.

Kehren wir wieder zu unsern Mühlburschen in dem benachbarten Dorfe zurück und belauschen wir ein Gespräch, welches in einem Winkel der unteren Wirthsstube gepflogen wird, in deren Räume nur schwache Töne der oben im Saale herrschenden Fröhlichkeit drangen. Anton hatte nämlich, als er den Tanzboden verließ, um wie er Franz angab, seinen Vater zu sprechen, einen ehemaligen Schulkameraden getroffen. Derselbe war früher wegen eines lieberlichen Streiches in französische Dienste gegangen und jetzt bei Nacht und Nebel in's Dorf gekommen und dem Naturtriebe solcher Menschen folgend, seine ersten Schritte dem Wirthshause zugelenkt, um dort mit seinen Heldthaten zu prahlen.

Da Alles auf dem Tanzboden war, so schlug Anton vor, in die leere Wirthsstube zu gehen, wo sie ungestört plaudern konnten und hatte eine Kanne Brantwein auf den Tisch setzen lassen, weil der hoffnungsvolle Bögling der französischen Armee denselben als sein Lieblingsgetränk bezeichnete. Beide sprachen dem Getränke ordentlich zu und bald vertrauten sie sich gegenseitig ihre Herzensangelegenheiten.

„Nun Bruderherz!“ hob der Fremde, welcher ein sehr unheimliches Aussehen hatte, an „wie geht es denn bei dir? hast du einen guten Platz?“

„Ich bin wirklich bei Müller Berthold in der Waldmühle, es geht mir soweit gut.“

„Ah so! bei dem Berthold! Kenne den Mann auch, wie geht es ihm denn? Ist seine Anna noch nicht verheirathet?“

„Sie ist bei ihren Eltern auf der Mühle und noch ledig.“

„Ah! merke schon“ sagte der Fremde, einen tüchtigen Zug nehmend, „deßhalb arbeitest du in der einsamen Waldmühle saere dieu! da mußt du dich dran machen, der alte Berthold hat wohl schon ein hübsches Sümmchen auf der Seite.“



„Ja altes Haus! mit dem Mädel hat es auch seine Mucken!“

„Was Mucken! Junger Bursch, Vermögen und Müller dazu! Was will denn die Gans noch weiter.“

„Ich will dir Alles erzählen alter Freund,“ sagte Anton zu seinem Freunde, der schon die zweite Kanne Brantwein angetrunken hatte, „die Sache hätte sich sehr leicht gemacht, wenn nicht vor einem halben Jahre Meister Berthold einen hergelaufenen Müllerburschen, der halbverhungert um eine Nachtherberge bat, eingestellt hätte. In diesen Menschen nun ist das Mädel sterblich verliebt und er hat nicht einmal eine ordentliche Heimath, geschweige denn Vermögen!“

„Mille diable! Von so einem laßest du dich zurücksetzen! Schade, daß ich ihn nicht unter meinen Klauen habe, ich würde ihn vor deinen Augen zu Wursteig haken! saere nom de dieu! Ha! so etwas kämet mir als chasseur d'afrique gelegen!“

„Du kannst ja dein Mädelchen an dem Burschen

lühlen
dich be
ihn sic
„mer
en iran
„W
dem I
wartet
unseres
Nach
hinauf
ob Fra
Tische
zu wer
Veli
sich sch
um an
das un
mochte
wichter
Waldm
versteck
stehende
zu vern
auf
ihm zu
paßt du
da er di
haupt t
der gan
„sac
mir zu
„Ei
Fran
legen zu
Weg ge
es schle
haben
Prügel
Seiten
Helden
mille d
seiner M
ner mit
setzte, d
Als
sprang
davon
Nache

noch
tück-
er ein-
a dich
on ein



seine
en und
weiter.“
“ sagte
e Kanne
ätte sich
en Jahre
urschen,
at, ein-
s Möbel
ordent-
dich zu-
er meinen
ugen zu
so etwaß
Burschen

fühlen, Freund, ich werde es dir gut bezahlen und dich heute Abend noch an eine Stelle führen, wo du ihn sicher treffen kannst und ungestört bist.“

„mille diable! kannst dich versichert halten Kamerad, daß ich denselben gehörig abdressen werde, en francs mille tonnerre!“

„Warte noch einen Augenblick, ich will oben auf dem Tanzboden nachsehen, ob Franz noch meiner wartet; trinke unter dieser Zeit noch auf das Gelingen unseres Planes.“

Nach diesen Worten begab sich Anton die Treppe hinauf auf den Tanzboden, um sich zu überzeugen, ob Franz noch auf ihn warte; als er jedoch diesen am Tische sitzen sah, begab er sich, ohne von ihm bemerkt zu werden, wieder zu seinem sauberen Collegen.

Beide verließen nun das Wirthshaus und machten sich schleunigst auf den Weg nach der Waldmühle, um an einem passenden Orte ihrem Dpfer abzulauern, das unfehlbar diesen Weg einschlagen mußte. Es mochte etwa gegen 10 Uhr sein, als die beiden Böfewichter an der Felsenchlucht ankamen, in welcher die Waldmühle gelegen war; sie machten beide Halt und versteckten sich so gut sie konnten hinter den am Wege stehenden Bäumen, da Anton Schritte in der Ferne zu vernehmen glaubte. Er munterte seinen Kameraden auf, sogleich auf sein Zeichen anzugreifen, indem er ihm zuflüsterte: „Wenn ich sage „der ist's“, dann packst du ihn an und bearbeitest denselben nach Belieben; da er dich in der Dunkelheit ja nicht erkennt und überhaupt keine Zeugen vorhanden sind; ich werde hier der ganzen Affaire zusehen.“

„sacre diable! Wenn er nur schon hier wäre, mir zuckt es in allen Gliedern!“

„Stille! er kommt — Er ist's!“ —

Franz, welchen das lange Ausbleiben seines Collegen zum Fortgehen veranlaßt hatte, kam wirklich den Weg gegen die Schlucht heran, er hatte jedoch wie es schien eine Ahnung von dem heimtückischen Vorhaben Antons; denn er hatte sich mit einem derben Prügel bewaffnet und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um. Als er jedoch in den Bereich unserer Helden kam, stürzte der betrunkene Kamerad Antons mille diable! auf Franz los, welcher aber, Dank seiner Mächtigkeit und Geistesgegenwart, seinem Gegner mit dem Prügel einen Schlag auf den Kopf versetzte, daß dieser bewußtlos zu Boden sank.

Als Anton das Mißlingen seines Planes bemerkte, sprang er wüthend aus den Bäumen heraus, um den davon eilenden Franz anzugreifen und eigenhändig Rache an ihm zu nehmen; allein der übermäßig ge-

noffene Branntwein wirkte lähmend auf seine Glieder und er mußte nach kurzer Zeit die Verfolgung als nutzlos aufgeben.

Mißmuthig über den ungünstigen Erfolg seines Unternehmens trat er den Rückweg an und beschloß erst am andern Morgen zu Meister Berthold zurückzukehren. Daß er nun seine Stelle dort eingebüßt hatte, war mehr als gewiß, denn der davonspringende Franz hatte ihn jedenfalls erkennen und nothwendig darauf schließen müssen, daß er den Andern dazu gedungen habe. Als er zur Stelle kam, an welcher der Erceß stattgefunden hatte, lag der betrunkene Soldat noch auf demselben Flecke, an welchem er zu Boden getaumelt war.

Anton rüttelte ihn auf und nahm denselben mit in sein Heimathsdorf, wo sie sich bei einer Kanne Branntwein von den Strapazen erholten und über finstere Plane brüteten.

„mille diable!“ rief der französische Nationalheld wüthend, „der Kerl versetzte mir eines, daß ich glaube mein alter Schädel ging in Scherben; aber warte chien miserable es wird dir noch vergolten! Ha! — Ich müßte nicht sein gewesen chez la grand nation!“

Am andern Morgen beim Frühstück erzählte Franz offenherzig den ganzen Hergang mit Anton und gab zugleich Meister Berthold die Versicherung, daß er Anton ganz genau erkannt habe, als dieser ihm nachgesprungen sei.

Die Müllersleute waren nicht wenig erstaunt von dieser Nachricht, welche sich umsomehr bestätigte, als Anton bis jetzt noch nicht auf der Mühle war.

„Beruhige dich nur Franz,“ erwiderte der Alte, „Anton wird dir nichts mehr in Weg legen, ich werde ihn sogleich fortschicken, sobald er sich bei mir blicken läßt! Gehe nur ruhig an deine Arbeit.“

Es war etwa 10 Uhr, als Anton auf der Mühle ankam, mit verstörtem Gesicht und wildem Aussehen; Meister Berthold begegnete ihm gleich im Hausflur und gab ihm in kurzen Worten zu verstehen, daß er sich mit seinen Sachen sofort aus dem Hause zu begeben habe und anderwärts Arbeit suchen solle, worauf sich derselbe in seine Kammer begab und bald darauf mit dem Bündel auf dem Rücken die Mühle verließ um den Heimweg nach seinem Dorfe anzutreten.

Franz arbeitete nun mit verdoppeltem Eifer, um den Verlust des ihm so verhassten Anton zu ersetzen und erwarb sich von Tag zu Tag mehr das Zutrauen seines Meisters. Seine freie Zeit verlebte er im Kreise der Familie und hatte von nun an nicht mehr nöthig, sich anderwärts Vergnügen zu suchen, da er sich an

den Sonntag mit Anna und ihren Eltern unterhielt und bald als Mitglied der Familie betrachtet wurde.

Es verging geraume Zeit in diesem traulichen Familienleben und der alte Berthold sah mit Vergnügen dem muthwilligen Treiben des jungen Paares zu und freute sich im Geheimen schon auf seinen künftigen Schwiegersohn. —

Aber auch von Seiten Antons und seines Spießgesellen war ein Plan zur Reise gelangt, der in der nächsten Nacht ausgeführt werden und das ganze häusliche Glück zerstören sollte. —

Er hatte nämlich mit seinem saubern Kollegen verabredet, die Mühle in Brand zu stecken und machten sich daher mit Beckfränzen und Feuerzeug versehen in der folgenden Nacht auf den Weg nach der Mühle um dort ihr verbrecherisches Vorhaben auszuführen.

Es war etwa 12 Uhr, die Mühle sammt ihren Bewohnern lag in der tiefsten Ruhe und kein Laut war vernehmbar, als das Rauschen des Sturzbaches, welcher in der Nähe der Mühle aus einer Felspalte hervorsprudelte. Der Mond war hinter einer Wolke verschwunden und die ohnehin dunkle Waldgegend wurde dadurch noch mehr verfinstert, was für das verbrecherische Vorhaben der beiden Schufte äußerst günstig war. Sie schlüpfen sich um die ganze Mühle herum, um zu sehen ob Alles schlafte und sie ihr Werk beginnen könnten und als sich die Beiden von ihrer Sicherheit überzeugt hatten, begaben sie sich an das große Wasserrad, welches von einem Bretterhaus umschlossen war. An diesem war nun eine kleine Thüre um zu dem Rade zu gelangen und die nöthigen Arbeiten an demselben verrichten zu können, was Anton sehr genau wußte. Nur durch diese Oeffnung konnte man in die Mühle gelangen, da die übrigen Thüren fest verschlossen waren.

An der Stelle, wo die Welle des Wasserrades durch die Mauer in die Mühle führte, war bloß ein Tuch vorgehängt, um das Eindringen der Nässe zu verhüten und die Oeffnung war groß genug, daß ein Mann durchschlüpfen konnte. Durch diese Oeffnung hieß Anton seinen Gefährten in die Mühle kriechen, nachdem er denselben genau instruirte hatte, an welchem Orte das Feuer am Besten anzulegen sei.

Er selbst saß auf der Welle des Wasserrades und lauschte, ob sein Genosse die ihm aufgetragene Arbeit richtig ausführte. —

Der Mühle drohte die größte Gefahr. —

Meister Berthold und seine Familie lag im tiefsten Schlafe und schon brannte das kleine Flämmchen in der Mühle um in kurzer Zeit dieselbe einzuzüschern. —

Wo war Franz? —

Er hatte schon geraume Zeit geschlafen, als er plötzlich aus einem unheimlichen Traume empor-schnellte und sich in seiner Kammer umsah. Da glaubte er Schritte auf dem Hofe wahrzunehmen, er wußte nicht recht war es Traum oder Wirklichkeit und begab sich an das Fenster um sich zu überzeugen; als er jedoch durch das Fenster blickte, sah er gerade zwei dunkle Gestalten in das Radhaus schlüpfen. —

Er hatte genug gesehen, um darauf schließen zu können, was das Vorhaben der nächtlichen Besucher sei. Nach kurzer Ueberlegung beschloß er, die Mühle anlaufen zu lassen, einestheils um dadurch Meister Berthold zu wecken, der am andern Flügel des Hauses schlief; hauptsächlich aber um den Spießhüben den Weg aus der Mühle zu versperren, da er wohl wußte, daß keiner mehr durch das Rad schlüpfen konnte, wenn dasselbe im Gange war.

Nur dürstig angeloktet begab er sich aus dem Kammerlein über eine kleine Brücke, welche nach der Schleuze führte und zog dieselbe auf; das Wasser stürzte schäumend in das Radhaus und trieb das Rad zum Gange an. —



Im nämlichen Augenblicke ertönte ein markerschütternder Schrei aus dem Radhause, — das Rad blieb einige Augenblicke stehen, um aber bald von dem an-

Schwellen trieben z

Nach

Wasser

bewaffne

Berthold

war un

begriffen

Franzen

Nach

war, be

die Uebel

den zerg

das Feuer

Rückzug

erfaßt u

aber wun

der Mühl

jedenfall

als er fe

und sand

Durch

lichen G

welche v

Flammen

beiden B

werstiche

Hatte

trauen f

fühlte s

die Kett

thold be

seine To

Seitde

durch kei

glücklich

die Ginn

welcher i

Unterga

Verbrech

Ulyfies

nigt

Ulyf

1822

in Cerm

Die Ur

Ganna C

Abkunft.

schwellenden Wasser zu noch rascherem Gange angetrieben zu werden.

Nachdem Franz durch den Schrei erschreckt, das Wasser wieder abgestellt und sich mit einem Prügel bewaffnet hatte, begab er sich in die Mühle, wo Meister Berthold auf das Geklapper des Werkes herbeigeeilt war und sich eben bemühte das noch im Entfachen begriffene Feuer zu dämpfen, was ihm dann auch mit Franzens Hilfe glücklich gelang.

Nachdem das Feuer gelöscht und die Gefahr beseitigt war, begannen Beide die Mühle zu durchsuchen um die Urheber des Brandes zu entdecken und fanden bald den zerquetschten Leichnam des alten Soldaten, der das Feuer angelegt hatte und wahrscheinlich, auf dem Rückzuge durch das Rad begriffen, von demselben erfasst und zerquetscht wurde. Die Leiche Anton's aber wurde am andern Morgen eine Strecke weit von der Mühle entfernt im Bache gefunden. Er wurde jedenfalls von dem hereinschießenden Wasser überrascht, als er seinem Gefährten, auf dem Rade sitzend, zusah und fand dadurch seinen Tod in dem Rade.

Durch das entschlossene Benehmen und den glücklichen Einfall des Mühlburschen wurde die Mühle, welche vielleicht in wenigen Stunden ein Raub der Flammen geworden wäre, gerettet und fanden die beiden Bösewichter ihre verdiente Strafe für ihr verwerfliches Vorhaben.

Hatte Franz bisher die ganze Achtung und das Vertrauen seines Meisters in hohem Grade besessen, so fühlte sich dieser jetzt umso mehr verpflichtet ihm für die Rettung seiner Habe zu danken und Meister Berthold bewies seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab.

Seitdem wurden die Bewohner der Walzmühle durch keine derartigen Vorfälle gestört und Franz lebt glücklich im Kreise seiner Familie; aber nie vergessen die Einwohner der Mühle jene Schreckensnacht in welcher ihre Habe durch den wunderbaren Zufall dem Untergange entriffen und jene Bösewichter für ihr Verbrechen ihre Strafe erhielten.

Ulysses S. Grant, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ulysses S. Grant wurde am 27. April 1822 zu Point Pleasant, einem Landstädtchen in Clermont County, im Staate Ohio, geboren.

Die Urahnen seiner Aeltern, Jesse R. und Hanna Grant (geb. Simpson) waren schottischer Abkunft. Zur Zeit seiner Geburt lebte noch

seine Großmutter väterlicherseits, und da sie eine Liebhaberin des classischen Alterthums war, so gab sie ihm den Namen Ulysses, während ein anderes Glied der Familie noch den Namen Hiram voransetzte, so daß er die Namen Hiram Ulysses erhielt. Diese beiden Namen wurden jedoch bei seinem Eintritt als Cadet in die bekannte Militärschule der Vereinigten Staaten zu West-Point, Newyork, auf eine unerklärliche Weise verwechselt, indem er als Ulysses S. eingeschrieben wurde. Und wie das Gesez der Perfer, so blieb auch der eingetragene Name unverändert. Uebrigens wurden den Anfangsbuchstaben der Vornamen Grant's während des Krieges sonderbare Bedeutungen beigelegt, denn die Buchstaben U. S. bedeuten United States (Vereinigte Staaten), daher er oft „United States Grant“ und, wegen der von ihm gestellten Bedingung bei der Einnahme verschiedener Festungen, nämlich „Unconditional Surrender“ (unbedingte Uebergabe), „Unconditional Surrender Grant“ genannt wurde.

Schon ein Jahr nach Grant's Geburt zogen seine Aeltern nach dem benachbarten Städtchen Georgetown, in Brown County. Hier besuchte er die Stadtschule bis in sein 14. Jahr. Als Schüler verrieth er kein besonders hervorragendes Talent; er lernte langsam, aber mit Fleiß und Ausdauer. Dagegen zeigte er schon als Knabe eine Vorliebe für Schießwaffen und Reitkunst. In letzterer zeichnete er sich auch bald aus und gilt heute noch als der beste und graziöseste Reiter in der Armee. Während der Ferien half er seinem Vater, welcher damals die Gerberei und den Lederhandel betrieb. Von seiner Heimatschule wurde der 14jährige Ulysses eine Zeit lang auf eine Realschule in Maysville im Staate Kentucky geschickt, wo er sich in den mathematischen Studien hervorthat. Er bewies sich immer als ein stiller und friedlicher Schüler. Von Jugend auf wurde er auch angehalten, die republikanischen Institutionen seines Vaterlandes zu lieben und das Andenken der großen Väter der Republik, wie z. B. George Washington's u. s. w., zu achten und zu ehren.

Da der junge Ulysses Anlagen und Neigungen zu dem Militärwesen zu haben schien, so ließ ihn sein Vater durch die Vermittlung

eines Congressmitgliedes auf die Militärakademie zu West-Point, Newyork, bringen, wo er am 1. Juli 1839 als Cadet aufgenommen wurde. Während seines vierjährigen Aufenthalts daselbst zeichnete er sich sowohl durch Ernst, Fleiß und Pünktlichkeit als auch in den mathematischen Studien aus. Im Juli 1843 legte er sein Offizierexamen ab und wurde als zweiter Lieutenant im 4. Infanterieregiment der stehenden oder regulären Armee, welches damals im fernen Westen stationirt war, angestellt. Als im Jahre 1846—1847 der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico ausbrach, pflückte Lieutenant Grant unter den Generalen Zacharias, Taylor und Winfield Scott in den blutigen Schlachten bei Reseca de la Palma, Fort Brown, Monterey, Veracruz, Molins del Rey, Chapultepec und bei der Erstürmung der Hauptstadt Mexico seine ersten kriegerischen Lorberen. Noch auf dem Schlachtfelde wurde er zum ersten Lieutenant und Quartiermeister ernannt, und seine kaltblütige Tapferkeit und bewundernswürdige Umsicht wurde von fünf vorgesezten Offizieren und Generalen in ihren verschiedenen officiellen Berichten gebührend und ehrenvoll erwähnt. Nach Beendigung des für die Vereinigten Staaten siegreich ausgefallenen mexikanischen Kriegs kehrte Grant, zum Kapitän avancirt, ruhmgekrönt in seine Heimath zurück und benutzte einen ihm gegebenen Urlaub, um sich mit einem Fräulein Julia Dent, Tochter eines wohlhabenden Bürgers von St. Louis im Staate Missouri, zu verheirathen. Später wurde er mit seinem Regiment nach Oregon an der Küste des Stillen Oceans beordert. Allein die Trennung von seiner Familie, halber Müßiggang und geringe Aussicht auf Avancement ließen ihn des Militärdienstes überdrüssig werden, und so suchte er um seine Entlassung nach, welche ihm auch am 31. Juli 1854 gewährt wurde. — Nun suchte er sein Glück in verschiedenen bürgerlichen Beschäftigungen zu machen. Zuerst trieb er Landwirthschaft auf der Farm seines Schwiegervaters bei St. Louis, wurde dann Auctionar und Collector und bewarb sich später um die Stelle eines Stadtingenieurs; aber es wollte ihm nichts glücken. Endlich nahm ihn sein jetzt noch lebender Vater in seine Lederhandlung in der Stadt Galena, Davies County,

Illinois, als Buchhalter und Procurist auf, nicht als Associé, wie oft unrichtig angegeben wird. Sein jährliches Gehalt bestand in 600 Dollars. Hier lebte er zufrieden im Kreise seiner Familie, bis der im April 1861 von den Secessionisten der Südstaaten inauguirte Bürgerkrieg seinen Patriotismus und militärischen Enthusiasmus weckte und ihn veranlaßte, seine Dienste der Regierung anzubieten.

Hiermit beginnt Grant's zweite Kriegslaufbahn, die schon zu allgemein bekannt ist, als daß sie hier einer eingehenden Darstellung bedarf. Nur die Hauptmomente mögen hier Platz finden. Vom damaligen Gouverneur des Staates Illinois zum Obersten eines Regiments ernannt, wurde Grant schon nach Verlauf von vier Monaten vom Präsidenten Lincoln zum Brigadegeneral der Freiwilligen befördert und erhielt das Commando der Unionstruppen zu Cairo, im südlichen Illinois, wo selbst der Ohiofluß in den Mississippi mündet. Durch seine verschiedenen, mit Klugheit und Besonnenheit ausgeführten Expeditionen und Schlachten gelang es ihm, am 16. Februar 1862 das Fort Donelson ohne große Verluste seinerseits einzunehmen. Dafür wurde er zum Generalmajor der Freiwilligen befördert. Am 6. und 7. April schlug er den Rebellengeneral Beauregard in der blutigen Schlacht von Shiloh or Pittsburg Landing. Unaufhaltsam drang er mit seinen siegreichen Truppen in die südlichen Staaten, gewann eine Schlacht nach der andern, bis er endlich am 4. Juli 1863 die hartnäckig vertheidigte starke Festung Vicksburg zur unbedingten Uebergabe zwang, wodurch ihm 30,000 Kriegsgefangene, 90 Belagerungs- und 128 Feldgeschütze und 35,000 Gewehre in die Hände fielen. Dieses glänzende Resultat hatte noch die Uebergabe des südlich liegenden Port Hudson, Yazoo City und Little Rock und die für den Verkehr so wichtige Eröffnung des ganzen Mississippiflusses zur Folge.

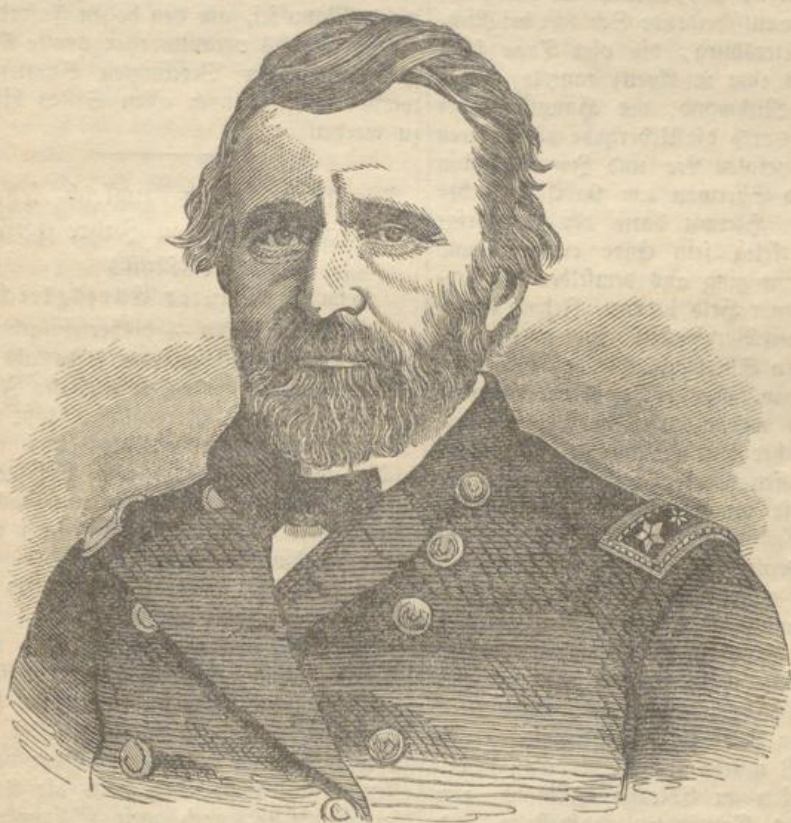
Zur Belohnung für diese glänzenden Siege wurde er zum Rang eines Generalmajors in der regulären Armee erhoben. Nun ging's wieder rasch hinter die Rebellen her, welche sich bei Chattanooga und Knoxville in Tennessee stark befestigt hatten. Durch außerordentlich schnell und geschickt ausgeführte Manöver sowohl als durch die große Tapferkeit seiner Truppen

Schlug
daß e
Ordn
runge
dies
Amer
türk
daß
hohe

Grant
zeigung
nannter
Gesetzg
Staater
Dankvo
goldene
von S
Seite f

Blug und vertrieb er die feindliche Armee, so daß er schon am 10. Dezember 1863 in einer Ordre den Truppen seinen Dank für den erlangenen Sieg aussprechen konnte. Es waren dies mit die schwierigsten Schlachten, die im Amerikanischen Kriege vorkamen, denn die natürlich günstige Lage der Rebellen war derart, daß die Unionstruppen zuweilen 2000 Fuß hohe Berge ersteigen und erstürmen mußten.

der Freiheit zeigte. Auch wurde ihm kraft eines Congressbeschlusses durch Präsident Lincoln der höchste Militärrang, der eines Generalleutenants, welchen im Felde nur George Washington und Winfield Scott erhielten, am 2. März 1864 verliehen, und am 10. desselben Monats erhielt er das Obercommando über die ganze Armee der Vereinigten Staaten. So sehen wir den Erhauptmann und schlichten



Präsident Grant.

Grant wurde von allen Seiten mit Ehrenbezeugungen belohnt. Viele Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, und die Gesetzgebungen der verschiedenen nördlichen Staaten sowie der Congress sprachen ihm ein Dankvotum aus; letzterer ließ ihm sogar eine goldene Medaille im Werthe von 5000 Dollars von Staatswegen schlagen, die auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern die Göttin

Buchhalter nach Verlauf von drei Jahren durch seine eigenen Verdienste auf der höchsten Spitze militärischen Ruhmes und der militärischen Macht angelangt.

Grant ließ sich aber weder durch den beispiellosen Erfolg seiner Kriegsthaten, noch durch die vielen enthusiastischen Ehrenbezeugungen blenden. Mit seltener, ja angeborener Bescheidenheit nahm er die letztern entgegen, ohne sich

einen Augenblick von seinem ihm übertragenen Werke, dem Kriege durch die Destruction der gefürchteten Rebellenarmee unter General Robert E. Lee ein Ende zu machen, abhalten zu lassen. Ohne hier die verschiedenen mit größter Umsicht und Schnelligkeit und außerordentlich geschickt ausgeführten Manöver und Schlachten aufzuzählen, die zwischen dem 5. Mai 1864 und 2. April 1865 stattfanden, wollen wir hier nur bemerken, daß endlich der Sieg der Union durch die entscheidende Schlacht bei Richmond und Petersburg, die vier Tage lang (29. März bis zum 2. April) dauerte, durch den Fall von Richmond, der Hauptstadt der Rebellen, und durch die Uebergabe der Armeen unter den Generalen Lee und Joe Johnston an Grant und Sherman am 9. April sicher gestellt wurde. Hiermit hatte der vierjährige blutige Bürgerkrieg sein Ende erreicht, und Ulysses S. Grant ging aus demselben als sieg- und ruhmgekrönter Held hervor. Jedoch unterließ er nicht, den Verdiensten seiner untergeordneten Feldherren Sherman, Meade, Sheridan, Thomas u. s. w. die größte Anerkennung zu zollen. Grant wurde zum General erhoben, ein Rang, welcher durch Staatsbeschluß eigens für ihn geschaffen wurde.

Während die unangenehmen Meinungsdivergenzen zwischen Präsident Johnson und dem Congress in Bezug auf die Reconstruction der Südstaaten obwalteten, suspendirte der Präsident den damaligen Kriegsminister Stanton und übertrug die Verwaltung dieses Departements dem General Grant, welches er auch vom August 1867 bis zum Frühjahr 1868 zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete. Am 21. Mai 1868 wurde er von der republikanischen Convention zu Chicago, Illinois, zum Präsidentschafts-Candidaten aufgestellt und, wie schon erwähnt, durch die am 3. November stattgefundene Volkswahl mit einer großen Stimmenmehrheit erwählt. Am 4. März 1869 hat er sein Amt schmuck- und prunklos, ohne viele Worte, angetreten; was er gelobte, waren die Grundsätze der Defonomie, der Einschränkung, der treuen Einsammlung der Steuern und Abtragung der öffentlichen Schulden.

Die Familie Grant's besteht aus Frau und 4 Kindern (drei Söhnen und einer Tochter.) Seine Aeltern leben noch. Grant hat einen feinen

häuslichen Sinn, bringt seine Abende im Kreise seiner Familie zu, und ist ein treuer und liebevoller Gatte und Vater. Im Freundeskreise ist er gesellig und heiter, unterhaltend und voll von Humor und genialem Witz.

In amerikanischen Blättern finden die vor-
trefflichen Charaktereigenschaften Grant's die eingehendste und, wie uns aus guter Quelle versichert wird, gerechteste Würdigung. Alles berechtigt zu der Annahme, daß Grant der rechte Mann sei, um den hohen Anforderungen, welche an das verantwortungsvolle Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten gestellt werden müssen, nach allen Seiten hin gerecht zu werden.

Unmuthiger und zugleich lehreicher
Frauenstyl vom Jahre 1869.

(Abschrift.)

Einziger unter Euresgleichen!

Seit mein Mann — bisher einfacher Bürger — zu seinem und meinem Leide als Bürgermeister gewählt worden, und nicht Ihr, trotz Selbstwerben und Werbenlassen, läßt Euch der Verdruß darüber keine Ruhe, und mir auch nicht, indem Ihr fort und fort den Leuten giftig vorlügen, ich werde nun das Scepter führen oder — nach Euerer feinen Ausdrucksweise — burgermeistern.

Zu viel Ehre, mein Schönster, so Ihr mir so ganz unverdient anthuet!

Das Weiberregiment wäre freilich manchmal sehr am Plage, besonders wo der Mann Gefahr läuft, sich selbst zu entmannen durch den schamlosen Blödsinn, für sich selbst Stimmen zu werben und werben zu lassen: denn unter allen Suchten ist eben doch die Aemtersucht die allerböseste, noch weit schlimmer als die Hundssucht, weil diese doch heilbar, und vor den mit jener Behafteten aber möchte doch der gütige Himmel jede Gemeinde in Gnaden bewahren!

Des Herrn Gemeinderaths so und so
unterthänige Dienerin R. R.

Der sonderbare Dieb.

In Amsterdam ging eines Morgens der reiche Handelsherr van Beeren zu seinem Ban-

Nur, um sich von diesem fünfzig neugeprägte Gulden geben zu lassen. Er hatte einen prachtvollen Neufundländerhund bei sich, schwarz und weiß gefleckt, mit langem Behänge und zottigem, gelocktem Haar und dabei gar klugem Gesicht, aus dem besonders ein paar treue blaue Augen hervorleuchteten.

Es gibt überhaupt keine schöneren Hunde, als die echten Neufundländerhunde; sie haben sogar etwas Edles und Majestätisches in ihrem Gang und scheinen wirklich alles Gemeine zu hassen; man wird deshalb nur außerordentlich selten sehen, daß sich ein Neufundländer auf der Straße mit andern Röttern herumbeißt, und wenn er es je in Ausnahmefällen einmal thut, so ist er gewiß so dazu gezwungen worden, daß er sich gar nicht mehr anders helfen konnte — sie haben eben zu viel Ehrgefühl.

Allerdings sieht das echte Windspiel fast noch edler aus und ist behender und flüchtiger, der Jagdhund dem Menschen nützlicher und der Schäferhund wohl ebenso klug wie er, aber sie alle haben nicht das ruhige, vornehme und doch leutfelige Benehmen des Neufundländers, der sich besonders dadurch so in unseren Familien eingebürgert hat, weil er sich außerdem auch noch so gut mit den Kindern verträgt und sich von diesen gutmüthig Alles gefallen läßt, ohne je zu beißen oder selbst nur zu knurren.

Doppas, wie der Hund hieß, war denn auch der Liebling der ganzen van Beeren'schen Familie und der treue Begleiter seines Herrn, dem er nie von der Seite wich, wenn ihm dieser nicht ganz besonders befohl, als Wächter bei den Kindern zu bleiben oder sonst auf irgend einen Gegenstand aufzupassen. Er konnte z. B. seinen, mit einem schweren Goldknopf verzierten Stock mitten auf der Straße hinstellen und zu Doppas sagen: „Du bleibst hier, bis ich zurückkomme,“ und es war sicher noch nach Stunden der Stöck wie der Hund an der nämlichen Stelle zu finden. Ich hätte es Niemand raten wollen, ihn anzurühren. Auch wenn sein Herr einmal in die Kirche oder in das Theater oder sonst in ein Haus ging, wo er den Hund nicht mitnehmen konnte, brachte er ihn nur anzusehen und zu sagen: „Doppas, geh' nach Hause,“ und Doppas drehte sich, wenn auch etwas betrübt, um und ging, ohne weder rechts oder links zu schauen, schnurrstracks nach Haus zurück und auf seine Decke.

Mynheer van Beeren hatte auch heute, wie gewöhnlich seinen Hund mitgenommen und unterhielt sich im Comptoir eine ziemlich lange Zeit mit seinem alten Freund, dem Bankier, dem er denn auch erzählte, wozu er die neuen Gulden haben wolle.

Es war nämlich heute der silberne Hochzeitstag, oder die Feier einer fünfundsiebenzigjährigen Ehe eines alten Dieners von ihm, Claus mit Namen, der schon in dem Geschäft seines Vaters gewesen und lange Jahre treu bei ihnen ausgehalten hatte. Da es dem Manne aber nicht gerade besonders gut ging, — er hatte viele Kinder zu ernähren, so wollte er ihm mit den fünfzig Gulden heute eine Freude machen. Er bekam sie denn auch in einer Rolle fest eingewickelt; das Silber war jedoch ziemlich schwer und Herr van Beeren etwas bequem. In die Tasche konnte er es nicht stecken, in der Hand mochte er es nicht tragen, und so gab er es, wie er draußen wieder auf der Straße war, seinem Hund, der es stolz und erhaben in das Maul nahm, und ernst und würdevoll neben seinem Herrn herschritt, bis sie das Haus jenes früheren Dieners erreichten. Van Beeren nahm den Hund auch jetzt noch das Geld nicht ab, sondern wollte sich den Spaß machen, daß es Doppas selber überliefern solle.

Das that er denn auch vortrefflich, und als sein Herr zu ihm sagte: „Du, Doppas, gib jetzt dein Geschenk ab“ — und dabei auf den überraschten Mann zeigte, ging er auf diesen zu, wedelte mit dem Schwanz und ließ sich die Rolle Geld ruhig aus dem Maul nehmen.

Der alte Diener war außerordentlich gerührt, er dankte seinem frühern Herrn mit Thränen in den Augen und liebkoste und streichelte dabei den Hund, der das auch wohlgefällig duldete. Ja, als Herr van Beeren wieder fort wollte, bat er ihn sogar, den Hund, um den sich die Kinder gedrängt hatten, noch bei ihm zu lassen, damit er ihn auch belohnen könne, daß er ihm heute ein so reiches Geschenk gebracht. Die Kinder baten ebenfalls und der Handelsherr sagte endlich lachend: „Nun meinetwegen denn, behaltet den Hund zu Gaste — überfüttert mir ihn aber nicht, und nachher macht ihm nur die Thüre auf und sagt: „Geh nach Hause, Doppas,“ dann braucht Ihr Euch

weiter nicht um ihn zu kümmern — der kennt schon seinen Weg.“

„Aber wird er allein da bleiben, wenn Sie fortgehen?“

„Gewiß — er thut Alles, was ich ihm sage. — Du, Dypas, du bleibst hier, hast du mich verstanden?“ wandte er sich jetzt an den Neufundländer, der ihn verständlich mit den klugen Augen ansah und sich dann ruhig hinsetzte, als ob er alles Weitere geduldig abwarten wolle. Er rührte sich nicht von der Stelle, als sein Herr gleich darauf fortging, und die Kinder überhäufte ihn jetzt mit Liebfosungen, während die Frau ein gutes Fressen für ihn zurecht machte, das er sich ebenfalls vortrefflich schmecken ließ, bis die Zeit kam, wo sie ihn wieder fortschicken mußten. Als ihm aber Claus die Thüre öffnete und so sagte, wie es ihm gesagt worden: „Du, Dypas, du gehst jetzt nach Hause“ — da nahm er das auch nicht etwa übel, als ob er hinausgeworfen würde, sondern betrachtete es als eine Sache, die sich von selbst verstand, wedelte noch einmal mit dem Schwanz und lief dann direkt nach Haus zurück.

Einige Monate waren seit der Zeit verfloßen und van Beeren hatte eines Nachmittags wieder ein Geschäft bei dem nämlichen Bankier. Der Hund begleitete ihn wie gewöhnlich — richtete sich auch, als er hinein kam, an dem Zahltsch auf und gab Pfotchen. Der Commis dahinter wollte aber heute nichts von ihm wissen, und die Leute schienen sich in einiger Aufregung zu befinden, die ihm der Bankier selber, der jetzt aus seinem Privatcomptoir kam, auch ohne Weiteres erzählte.

Es war heute Morgen ein frecher Diebstahl in seinem Comptoir verübt worden, und zwar mit einer solchen Schnelle und Gewandtheit, daß man sich die Sache gar nicht erklären konnte. Der eine Commis hatte Guldenstücke eingerollt und zehn Rollen davon, die für den eigenen Haushalt bestimmt waren, in das kleine Comptoir seines Prinzipals getragen und dort auf dessen Schreibtisch gelegt. Der Prinzipal wollte sie auch selber zweimal überzählt haben — an einen Irrthum konnte nicht gedacht werden, und trotzdem war eine von den Rollen — in dem Moment, wo er nur einmal in das Hauptcomptoir trat, um ein paar Briefe zum

Kopiren hinein zu legen — von seinem Pult verschwunden.

Ein Diebstahl schien kaum denkbar, oder er mußte mit einer solchen Reckheit durch das zufällig offenstehende Fenster ausgeübt sein, daß nur die Schnelligkeit dabei unbegreiflich blieb. Wie hätte es ein Dieb außerdem wagen dürfen, in der ziemlich belebten Straße am hellen Tag einzusteigen, und wenn er es that, weshalb hatte er dann nicht mehr mitgenommen, als eine Rolle, während doch zehn davon dicht nebeneinander lagen.

Herr van Beeren betrachtete sich selber die Hausangelegenheiten. Das Comptoirzimmer lag allerdings zu ebener Erde, aber auch nicht so ganz niedrig, so daß sich ein Mensch schon daran emporschwingen mußte und damit doch jedenfalls Zeit versäumte. Es hätte allerdings eine ungeheure Frechheit dazu gehört, dort am hellen Tag einzusteigen, und ebensoviel Glück auch fast, um unbemerkt zu entkommen. Daß ihn aber Niemand gesehen, war gewiß, sonst würde man natürlich augenblicklich Lärm gemacht haben.

Den jungen Leuten im Comptoir war die Sache natürlich ungemein fatal, denn wenn auch auf Keinen von ihnen nur der Schatten eines Verdachtes fallen konnte, so ist es doch immer eine sehr unangenehme Sache um einen Hausdieb, da man nicht weiß, wie man sich vor ihm schützen soll.

Oder war es wirklich ein Fremder gewesen, der den Einbruch am hellen Tage gewagt? Es schien ganz undenkbar.

Der Herr van Grooten, — so hieß der Bankier — hatte indessen nach der Polizei geschickt, um die Anzeige zu machen, und einer ihrer Bediensteten kam selber in das Haus, um sich den Platz anzusehen.

Er schüttelte aber auch mit dem Kopf, als man ihm das Fenster und den Schreibtisch zeigte, der nicht einmal dicht daran, sondern wenigstens sechs Fuß davon abstand, so daß Jemand, der dort einstieg, das Geld nicht etwa vom Fensterbrett aus erreichen konnte, sondern gezwungen war, in's Zimmer selber zu springen, und Herr van Grooten versicherte, daß er keine halbe Minute daraus entfernt gewesen wäre. Außerdem hatte jenes kleine Gemach nicht ein-

mal einen besondern Ausgang, und man konnte nur durch das Hauptcomptoir hineingelangen.

Die Sache blieb unerklärlich und die Fünzigguldenrolle natürlich verschwunden; Herr van Grooten war aber doch so ängstlich geworden, daß er von da ab jedesmal, wenn er seine Stube verließ, das Fenster schloß, und da kein weiterer Diebstahl im Geschäft vorfiel, so vergaß man endlich den, doch eben nicht bedeutenden Verlust — es wurde wenigstens nicht mehr darüber gesprochen.

Bierzehn Tage oder drei Wochen mochten etwa nach diesem Vorfalle verfließen sein, und der Handelsherr van Beeren saß eben an einem Sonntag Nachmittag bei seinem Kaffee und mit der langen Thonpfeife in seinem kleinen Studirzimmer, wie er es nannte, als sich der alte Claus bei ihm melden ließ, um seinen Dank abzustatten.

„Dank?“ sagte Mynheer van Beeren, „wo für?“ — für das Geschenk von damals? — Dafür hat er sich ja schon bedankt, und seit der Zeit habe ich nichts wieder von ihm gesehen; aber laß den Alten nur hereinkommen.“

Die Thür öffnete sich gleich darauf und Claus trat mit dem Hut in der Hand auf die Schwelle, aber er sah recht elend aus, und der gutmüthige Kaufmann rief erstaunt aus: „Hallo, Claus! was fehlt Euch, Mann? Ihr seid ja ganz bleich und so mager geworden, daß ich Euch kaum wieder erkannt hätte. Waret Ihr krank? Ich habe ja gar nichts davon gehört.“

„Ach Du lieber Gott,“ seufzte der Mann, „ja recht krank, und so, daß ich schon nicht mehr glaubte, ich würde davon kommen; es hatte mich ordentlich gepackt, und ich war so elend, daß von Arbeiten gar nicht mehr die Rede sein konnte. Ich darf mich sogar jetzt noch nicht einmal anstrengen, der Arzt hat mir's streng verboten. Nur an die frische Luft soll ich gehen, damit ich wieder ein wenig zu Kräften komme.“

„Armer Claus!“ sagte van Beeren theilnehmend, „und weshalb habt Ihr mich das gar nicht einmal wissen lassen?“

„Ach lieber Herr,“ sagte der Alte gerührt, „Sie haben's ja doch gewußt und sind mir in meiner Noth auf so großmüthige und zarte

Weise zu Hülfe gekommen — ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das danken soll.“

„Mein lieber Claus,“ sagte van Beeren, „ich würde Euch gewiß gern zu Hülfe gekommen sein, wenn ich ein Wort davon erfahren hätte, — und vielleicht ist es selbst jetzt noch nicht zu spät — aber ich versichere Euch, ich habe keine Silbe davon gewußt, und verstehe auch nicht, was Ihr damit meint, daß ich auf großmüthige und zarte Weise geholfen hätte.“

„Ach, mein lieber Herr, erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Ihnen danken darf, denn ableugnen können Sie mir's ja nicht. Hat mir nicht Ihr eigener Hund das Geld gebracht?“

„Ach davon redet Ihr,“ lächelte van Beeren; „ja, lieber Freund, das war ja aber doch zu Eurer silbernen Hochzeit, und damals noch kein Gedanke daran, daß Ihr krank werden könntet.“

„Ach nein, das meine ich nicht,“ sagte der Alte kopfschüttelnd, „das zweite Mal, es mögen nun beinahe drei Wochen sein, wo der Hund allein zu mir kam und mir wieder so eine Rolle brachte. Er hatte erst eine lange Weile an der Thüre gekragt, ehe wir darauf aufmerksam wurden und ihm öffnen konnten.“

„Mein Hund?“ rief Herr van Beeren erstaunt.

„Ja gewiß — Mittags um zwölf Uhr — die Meinen saßen gerade bei Tisch und ich lag in der nämlichen Stube im Bett. Ich hörte endlich das Kragen, und da es nicht aufhörte, schickte ich meinen Jungen hinaus, um nachzusehen, und da kam das gute treue Thier herein und legte mir die Geldrolle auf's Bett und wedelte dazu mit dem Schwanz. Ich schickte auch den Jungen gleich die Straße hinunter, um Sie noch einzuholen, denn ich dachte mir wohl, daß Sie den Hund an die Thür gebracht hätten und dann heimlich davon gegangen wären, um sich unserem Danke zu entziehen, aber er fand Sie nicht mehr, Sie waren schon fort.“

„Mein bester Claus,“ rief da Herr van Beeren, der vor lauter Verwunderung gar nicht hatte zu Wort kommen können, „mein Hund hat Euch vor etwa drei Wochen allein und ohne meine Begleitung eine Geldrolle gebracht?“

„Allerdings,“ sagte der Mann, ganz erstaunt darüber, daß der Kaufherr gar nichts davon wissen wollte.

„Und wie viel enthielt sie?“

„Fünzig Gulden,“ lautete die Antwort.
„Das ist merkwürdig!“ rief Herr van Beeren erstaunt, mit der flachen Hand auf sein Knie schlagend; „aber Dypas soll einmal herein kommen.“

„Und Sie wissen in der That nichts davon?“

„Keine Silbe.“

„Aber von wem kann der Hund das Geld bekommen haben?“

„Gestohlen hat er's,“ lachte der Kaufherr laut auf, „gestohlen gegen alle Paragraphen des Gesetzbuchs — nein, so etwas ist noch gar nicht dagewesen. Schickt mir einmal den Hund herauf, Claus, er wird in der Küche unten liegen oder im Hof, wir wollen einmal ein Bethör mit ihm halten. — Noch Eins! Habt Ihr ihn denn damals wieder gesütert?“

„Na, das können Sie sich wohl denken,“ sagte der alte Claus; „die Kinder wußten gar nicht, was Sie vor Freude Alles mit dem Hund angeben sollten, und er blieb wohl über eine Stunde bei uns, bis ich ihn zuletzt wieder nach Hause schickte, weil ich fürchtete, daß es Ihnen unangenehm sein könne, wenn er so lange wegbliebe. — Aber ich begreife noch immer nicht —“

„Na laßt nur sein,“ wehrte Herr van Beeren ab, „das erzähle ich Euch nachher, schickt mir nur erst den Hund herauf, Claus.“

Dypas kam und zeigte dabei sogar eine unbändige Freude, denn er sprang fortwährend an dem alten Claus in die Höhe und wedelte dazu mit dem langen, buschigen Schwanz, als ob er selber fidel sei, daß der alte gute Mann wieder gesund wäre.

„Höre einmal, Dypas,“ sagte da sein Herr, der noch auf seinem Stuhl saß und die eine Hand jetzt auf seine Kniee stemmte, während er mit der andern die Pfeife hielt, „was hast du denn für Streiche gemacht, he? — was muß ich denn von dir hören?“

Der große Neufundländer verstand wohl kaum die Worte, die sein Herr zu ihm sprach, aber der Ton von dessen Stimme gefiel ihm nicht und vielleicht auch nicht der Blick, mit dem er ihn ansah — er war augenscheinlich verlegen geworden, wedelte aber dafür um so lebhafter mit dem Schwanz, und schlen nur ein wenig gedrückt.

„Na,“ fuhr sein Herr fort, „wie ist es?“

wo hatten wir denn das Geld her, das wir da dem alten Claus gebracht haben, um uns einmal wieder ein Extra-Mittagessen zu erschwindeln — he?“

Der Hund wurde immer verlegener; es war ihm jedenfalls entsetzlich fatal, so gefragt zu werden, denn irgend etwas mußte geschehen sein, und er hatte vielleicht, auch nach anderer Richtung hin, kein besonderes reines Gewissen, denn er naschte entsetzlich gern. Er legte sich jetzt auch platt auf den Bauch und kroch dicht zu seinem Herrn hin, und dieser sagte lachend: „Aha — gestehen wir endlich ein? Du nichtsnutziges Vieh!“

Wie aber der Hund das freundliche Gesicht wieder sah, war auch seine Furcht im Nu geschwunden. Ehe nur van Beeren die geringste Ahnung davon hatte, sprang er an ihm hinauf, zerbrach ihm die dünne Loppseife und leckte ihm das ganze Gesicht ab, so daß er sich seiner kaum erwehren konnte. Wie er ihn aber nur in etwas wieder beruhigt hatte, erzählte er Claus die ganze Geschichte mit dem Diebstahl bei van Grooten, den Niemand Anders verübt haben konnte, als der Hund, beruhigte den Alten aber auch vollkommen des Geldes wegen. Der Hund hatte nur das gethan, was er selber gethan haben würde, wenn er von der Krankheit des alten treuen Dieners etwas erfahren hätte. Er sollte sich deshalb keine Sorgen machen, er wäre vollständig berechtigt gewesen, es zu behalten.

Als Claus wieder fort war, nahm er augenblicklich eine Rolle mit fünfzig Gulden, von denen er gerade einige liegen hatte, setzte seinen Hut auf und gab sie dem Hund wieder zu tragen, um jetzt selber seinem Freund van Grooten das gestohlene Geld zurückzubringen.

Dypas zeigte nun allerdings, wie er nur auf die Strafe kam, nicht geringe Lust, mit dem ihm anvertrauten Gut wieder nach dem Haus des alten Claus durchzubrennen; sein Herr ließ ihn aber nicht von der Seite, er mußte dicht neben ihm bleiben, und so gingen sie zusammen dem Hause des Bankiers wieder zu, den Herr van Beeren, da er viel später speiste, noch in seinem Comptoir wußte.

„Hm!“ dachte da van Beeren, als er bemerkte, daß das Fenster desselben der schwülen Luft wegen offen stand, „wenn ich nun Dypas

auf demselben Wege wieder hineinschickte, wie er sich damals jedenfalls das Geld geholt — dann erfahren wir auch gleich, ob er so hoch springen kann.“

Gedacht, gethan — wie er dicht bei dem Fenster war, blieb er stehen, und nach dem Fensterbrett hinausdeutend, sagte er leise zu seinem Hund: „Dypaß, hopp, spring herauf, rasch!“ Der Hund sah ihn mit den klugen Augen an und wedelte mit dem Schwanz; ob es ihm natürlich vorkam, daß er dort Geld hineinbringen sollte, wo er noch nie etwas zu essen bekommen hatte, aber der Befehl seines Herrn war zu deutlich, er konnte ihn nicht mißverstehen, und so nahm er denn auch ohne Weiteres einen kurzen Anlauf und war, die Fünzigguldenrolle noch fest im Maul haltend, mit einem Satz oben auf dem Fensterbrett, wo er denn ruhig stehen blieb und mit dem Schweif wedelte.

Herr van Beeren hörte einen lauten Aufruf des Ersauernens; als sich aber der Hund nach ihm umdrehte, als ob er fragen wollte, was er thun sollte, winkte ihm sein Herr in die Stube hineinzuspringen, und als er das that, schritt er selber an dem Fenster vorüber und in das Comptoir hinein.

Van Grooten war allerdings im ersten Augenblick, als er den mächtigen Hund in seinem Fenster auftauchen sah, ordentlich erschreckt gewesen, denn er hatte wirklich geglaubt, daß ein neuer Einbruch beabsichtigt würde. Er erstaunte indessen nicht wenig, als er den Hund seines Freundes mit einer Geldrolle im Maul erkannte. Van Beeren löste ihm aber bald das Räthsel.

Der Hund war damals, als er dem alten Mann die hier im Haus geholte Rolle Geld brachte, so gut behandelt und traktirt worden, daß ihm das gefallen haben mochte. Natürlich suchte er sich den Genuß noch einmal zu verschaffen, und da er nicht in die Thür konnte und das Fenster offen sah, war er mit einem Satz oben. Daß er das Comptoir in dem Moment gerade leer fand und nicht bemerkt wurde, war allerdings ein Zufall; lang aufzuhalten brauchte er sich aber auch nicht — die Rollen sah er auf dem Schreibtisch liegen, packte eine davon, und war im Nu mit seiner Beute verschwunden. —

Allerdings wurde noch viel über den Scherz gelacht, aber Herr van Grooten ließ von da ab, so oft er das Comptoir verließ, doch nie wieder das Fenster offen, bis er sich ein zierliches Gitter davor hatte machen lassen. Er traute dem Dypaß nicht, — denn Gelegenheit macht Diebe. Der Hund konnte ja, wenn er einmal wieder Appetit nach einer guten Mahlzeit bekam, dasselbe Experiment wiederholen!

Dachsenkenntniß.



Das muß ich besser wissen, meine Herren, die schönsten Dachsen kommen alle aus Württemberg nach hier! Sie werden mir das auf mein Wort und um so mehr glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich aus Württemberg bin, mein Vater schon ein Württemberger, und mein Großvater erst recht ein Württemberger war! —

D, du verkehrte Welt! Die Karren zieht die Rosß.

Gieng einmal ein Franzose, der einiges Deutsch konnte, von Salem nach Pfullendorf und traf an der Steige, welche wirklich im Umbau begriffen ist, einen Einspanner:

Der Kaveri hieb auf das arme Thier los, wie wenn vom Hinaufkommen mit dem Fuhrwerke seine Seligkeit abhänge.

Bereits oben angekommen, unterlag das arme Geschöpf, „der Bläß“, der Anstrengung und das Fuhrwerk gieng zum größten Aerger unseres Kaveri rückwärts, den Berg hinunter, also — daß es wirklich recht komisch ausah, wie der Karren den Bläß Schritt für Schritt rückwärts zog.

Da kam gerade unser Elsässerfranzose an und brach bei diesem Anblicke in die Worte aus: O du verkehrte Welt! „Die Karren zieht die Ros.“



Wird wohl mancher Leser ob diesen Worten und ihrem sonderbaren Deutsch lachen müssen; allein der Wanderer sagt, daß im bürgerlichen Leben manches ebenso Verkehrte vorkommt, wie wenn die Karren die Ros zieht.

So reiste der Wanderer gerade durch Bebelbach, als der Ortsdiener mit der Schelle bekannt machte, die Gemeinde bezahle für den Sester Maikäfer 14 fr. und der, welcher am meisten liefere, erhalte noch obendrein eine Prämie. Gleichzeitig stund im Lokalblatte: Die Gemeinde Bebelbach suche gegen gute Bezahlung einen Maulwurfjäger. Wie sich später herausstellte, lieferte der Jakobli und der Stefä-Marti die ersten.

Also fuhr der Jakobli einmal an einem Mittwooch mit 15 gefüllten Malterfäcken Bebelbach zu. Begegnet ihm der Nazi und sagt: Gäst gerbt, Jakobli? Monst s'schla hüt nit ab?

Jakobli lacht und hält still. Ich habe diesmal schon verkauft und führ's bloß noch nach Bebelbach hinein.

Nazi. Was löst du? i hätt au no zwei Malterle zum Verkaufen.

Jakobli. Bloß ein halbes Fränkli aus dem Sester und so ein Sack mit 12 Sestern wiegt nur 84 Pfd.

Nazi. Bist mein i nimme recht bei Trost, Jakobli? oder willst du mich zum Narren machen?

Jakobli lacht und sagt: Weißt Nazi, diesmal habe ich lauter lebendigen Kernen.

Nazi ist böß und will zulaufen.

Jakobli hebt ihn beim Wams, zieht ihn zum Wagen hin, hält ihm's Ohr an einen Sack und sagt: Horch, wie's grabelt?

Nazi. Teufel au! Was häßt dohin?

Jakobli. Lauter Maikäfer. Sie gehören dem Stefä-Marti und mir. Wir haben drei Tage nacheinander unsere Bäume täglich etliche Mal geschüttelt und der Stefä-Marti hat am Waldtraufe nach noch etliche Malter gesammelt. Weißt, als wir am Himmelfahrtstag um den Deseh sind, ist der Maurerzintes am Waldsaume her gerade vor dem Pfarrer gelaufen, stößt, fällt tüchtig an ein junges Eichle hin, und wie ein Hagelwetter fallen mehr als tausend Käfer auf den Pfarrer. Es war recht komisch, wie diese rothen Thierchen auf dem weißen Chorrocke herum krochen und wie der große Hannes und der Sepp ihm etliche aus den Haaren herauszogen.

Der Stefä-Marti aber wurde durch diese Affäre darauf aufmerksam und hatte bis Freitag Abends bereits 3 lange Säcke voll à 12 Sester, macht 18 Franken und somit ein gut Geschäft gemacht. Man kann da mit vollem Rechte sagen: Es ist kein Schaden so groß, ist auch ein Nutzen dabei.

Nazi. Wie viel löst ihr jetzt aus dem Wagen voll?

Jakobli. 15 mal 12 d. f. 180 Sester à 14 fr. macht 42 fl.

Nazi. Ihr seid zwei Dunnerskerli; ihr werdet wahrscheinlich auch noch die Prämie erhalten,

Könnst ja sagen, alle Käfer gehören dir oder dem Stefä-Marti; denn man sieh'ts den Käfer nicht an. Es sehen alle einander gleich.

Jaköbli. Dies wäre allerdings leicht ausführbar, aber doch nicht recht. Man muß Niemanden hintergehen und Unwahrheit bleibt stets verachtungswürdig. Fallt uns die Prämie auch nicht zu, so sind wir doch zufrieden.

Jaköbli schnalzt mit der Peitsche und das Fuhrwerk setzt sich wieder in Bewegung. Noch rief er dem Nagi, der etwas mißvergünstig dem Wagen nachsah, zu, komme heute Abend zum Thomas hin; ich bezahle eine Flasche Wein. Heute mag es schon eine leiden.

Abends saßen vor Thomas Haus seine Nachbarn, die wir schon lange kennen und die hier das Bild zeigt. Der Nagi ist auch bei ihnen



und nimmt wirklich eine Briese. Natürlich bringt er schon, bevor der Jaköbli ankömmt, den Wagen voll Maikäfer zur Sprache und was der Jaköbli und der Stefä für ein gut Geschäft gemacht. Seine Frau die „Damberei“ habe mit ihm schon die größten Händel angefangen und den ganzen Nachmittag gestritten, daß er keine Maikäfer gesammelt.

Endlich kam der Jaköbli; er nahm noch neben Franz Platz.

Nagi. Wie ist's gegangen mit deinen Käfern?

Jaköbli. Ganz gut; ich erhielt meine 42 fl. blank ausbezahlt. Aber das war ein Geschäft mit den Käfern. Er reicht seinen Freunden eine Briese und sagte: Ich lud den ersten Sack ab. Da kam natürlich gleich der Polizei und der Rathschreiber, zwei originelle Kerle, ächte Bebelbacher. Der Orttdiener mit seinem famosen

Bergwerk auf seiner alten Nase, kupferroth; der Rathschreiber mit seinem unvermeidlichen Ulmerkopf im Munde; der Bürgermeister, ein behäbiger Mann, stand auf der hohen steinernen Treppe und seine dürre Gehälste — die Lisbeth — neben ihm. Sie ließen sich schließlich alle herbei. So umstanden vier Kapitalseremplare den Wagen und zählten verwundert die Säcke.

Ich drang natürlich darauf, daß meine Sache ihre Erledigung fände und band den ersten Sack auf. Der war bereits siedend heiß. Die Kerl aber waren von der Wärme, die sie gegenwärtig entwickelten, ganz rabiat; sie sehnten sich nach Freiheit.

Endlich brachte dem Bürgermeister sein altes Knechtle — „der Kornel“ — einen schwer mit Eisen beschlagenen Sester von der Fruchtshütte. Ich stürzte den Sack und der Kornel hielt den Sester. Also umfaßte ich denselben mit meinen beiden Händen etwa 8 Zoll unter dem Verbannde, drückte fest zusammen, daß mir die Pestien nicht entweichen konnten und hatte wohl errathen. Der Sester wurde gehäuft voll. Dem Kornel, mit seinem Sester in der Hand, grabelten die Kerls gleich in die Hembärmel hinein, die Verschütteten krochen ihm an den Stiefeln hinauf und ein ganzer Schwarm erhob sich in die Luft. Die Lisbeth hatte unterdessen ein Brettlein gesucht und schlug mit Erfolg nach den Deserteuren. Der Bürgermeister und Rathschreiber wußten ebenfalls ihres Rathes nicht und der Orttdiener wehrte mit beiden Händen, da bereits viele dieser Krustensflügler ihm in die Nähe seines Kupferbergwerks kamen.

Ich mußte natürlich zur ganzen Geschichte herzlich lachen, wußte aber im Augenblicke ebenfalls nicht, was zu machen sei, band meinen Sack wieder zu und machte mit der Kreide einen Strich an die Wagenleiter, indem ich laut sprach: 1 Sester. Unterdessen hatte aber der Kornel den Sester weggeschmissen, da ihn die Kerl überall figelten und ungeachtet die dürre Lisbeth unaufhörlich mit ihrem Brettchen zuschlug, konnte sie doch nur einen kleinen Bruchtheil zum Tode acceptiren.

Die meisten flogen davon und natürlich aufs Bürgermeisters Zwetschgen-, Birnen- und Apfelbäume hinauf. Der Rathschreiber blies große Rauchwolken, der Bürgermeister machte

ein ellenlanges Gesicht und der Ortsdiener frug endlich, ob er mit dem Schwerte drein schlagen müsse.

Der Rathschreiber sagte, indem er den Zeigefinger an die Stirne hielt: Wie wär's, wenn wir ein Loch in die Miste graben würden, Der Kornel müßte den Sester hineinschütten und ich wollte die Käfer gleich zudecken und feststampfen.

Der Vorschlag fand Beifall. Das Loch wurde gemacht und dem Bürgermeister kam ebenfalls ein glücklicher Gedanke. „Hole die englische Dunggabel mit vier Zinken,“ sagte er zur Liebeth, daß der Rathschreiber bald fertig ist mit dem Zudecken; diesmal soll keiner mehr von den Kujonen entrinnen.

Jaköbli fuhr in seiner Erzählung weiter. Ich nahm also meinen Sack wieder zur Hand und Kornel hatte unterdessen einen Doppelsester geholt. Er hob ihn auf und ich schüttete. Kornel sprang mit seinem gefüllten Doppelsester so schnell er konnte und warf ihn in das Mistloch; denn schon kitzelte es ihn wieder in den Hemdärmeln. Der Bürgermeister sprang eiligst herzu, zog den Sester heraus, weil der Rathschreiber schon die englische Dunggabel zum Zwecke des raschen Zudeckens in den Händen hielt. Unterdessen waren natürlich viele Leute zusammengelaufen. Es wurde 11 Uhr, der Lehrer hatte die Schule ausgemacht. Der Polizist half dem Kornel die verkrochenen Pestiten aus den Hemdärmeln heraus suchen. So rasch auch die englische Dunggabel arbeitete, immer frochen die verwünschten Käfer wieder heraus und der Bürgermeister, mit Schweistropfen auf der Stirne, war beschäftigt, die an den Wandungen des Doppelsesters hängen gebliebenen, armen Thierchen todt zu treten, die Sie-diana, wie er sie anfangs nannte.

Der Rathschreiber stopfte nunmehr, noch die englische Dunggabel in der Hand, seinen Ulmer und stampfte, seines Sieges gewiß, den Mist aus Leibeskräften.

Schon schickte man sich an ein neues Loch zu machen, ja dasselbe war bereits fertig, als auf einmal um die Stelle herum, die der Rathschreiber festgestampft hatte, Alles lebendig wurde. Tausende von Raikäsern arbeiteten sich heraus; einige erhoben sich bereits dem Baumgarten des Bürgermeisters zu, was na-

türlich die Frau Bürgermeisterin nicht dulden wollte; weshalb sie auch aus Leibeskräften auf die Fliehenden mit ihrem Brettchen losschlug.

Die Schulerbuben hatten ihre größte Freude, wenn sich wieder ein Raikäser erhob. Sie riefen allemal beim Emporsteigen eines Käfers: Hoch! und streckten ihre kleinen Hände in die Höhe; kurz es war in's Bürgermeisters Hof ein wahres Gaudium mit der Raikäsergeschichte bis der Rathschreiber wieder auf einen guten Einfall kam. „Holet Stecken ihr Buben,“ sagte er, und schlaget die Käfer, wenn sie aus dem Mist herausstrecken wollen, todt. Alsofort tröschten die Schulerbuben des Bürgermeisters Miste mit Brügeln.

Noch hielt ich immer meinen Sack zu, fuhr Jaköbli weiter, ohne daß weitere Anstalten getroffen wurden. Von des Rathschreibers Vorschlag, die Kerl in den Mist zu vergraben, mußte man natürlich wieder abgehen. Endlich schaute der Bürgermeister meinen ganzen Wagen voll Käfer an und es mag ihm wohl in seiner Rathlosigkeit und bei den vielen Leuten, die bereits spöttelnd den Wagen umstanden und auf den Stockzähnen heimlich lachten, den kalten Schweiß ausgetrieben haben, als der Ortsdiener sagte, er meine, man sollte die Käfer in das leere Kalkloch hinein werfen und mit Grund zudecken. Auch dieser Vorschlag wurde angenommen. Der Bürgermeister aber befahl, da sich der Kornel unterdessen davon geschlichen hatte, gleich den ganzen Rest des Sackes, also noch 9 Sester auf einmal ins Kalkloch auszuleeren.

„Das war aber ein Spektakel,“ fuhr Jaköbli fort; dies hättet ihr sehen sollen. Wie ein Bienenschwarm gings in die Höhe. Der Rathschreiber mit seiner englischen Dunggabel, der Bürgermeister mit einer Hacke, der Ortsdiener mit einer Schaufel arbeiteten schweißtreidend, die Frau Bürgermeisterin schob sogar mit ihrem Brettlein Boden in die Grube und die kleinen Buben warfen mit Steinen nach den Davonsfliegenden.

Nachdem man endlich die Grube ziemlich gedeckt und der Rathschreiber bereits seinen Ulmerkopf wieder leer geraucht hatte, schlug es 12 Uhr.

Die Buben und die erwachsenen Leute, des Schauspiels müde, entfernten sich und der Bürgermeister nahm die Männer mit in die

Stube. Durch die fatale Maikäfergeschichte kam das Mittagsochen in Rückstand. Die Lisbeth holte deshalb einen Krug Most und schlich in die Küche. Bei den Männern wollte die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen; es schämte sich, wie es schien, jeder vor dem andern, nicht über die Maikäfer Meister zu werden.

Kaum hatten sie etliche Mal getrunken, so kam der Korneli hereingesprungen und meldete, das ganze Kalkloch sei lebendig geworden. Es flogen ganze Schwärme Käfer auf des Bürgermeisters Zwetschgenbäume.

Diesmal war der Bürgermeister rasch besonnen. „Bring einen Schaub Stroh, Korneli und ein Zündhölzchen. Also wurde das Stroh über das Kalkloch gestreut und angezündet. Dies half auf einige Minuten; aber bald grabelten die verwünschten Käfer wieder aus der Grube heraus.

Dem Ortsdiener mit dem Kupferbergwerk slog gerade wieder ein Käfer an den Säbel hin. Schon war er im Begriffe, denselben zu Boden zu schlagen und ihn zu zertreten, als er sich plötzlich besann und sagte: Will bigott doch sehen, ob ihr allen vier Elementen trogen könnt, nahm den Käfer und warf ihn in die Mistlache hinein. „A! sagte der Bürgermeister, jetzt geht mir ein Licht auf. Versäufen wollen wir die Kerl, dann sind wir am baldesten fertig. Allen fiels wie ein schwerer Stein vom Herzen. „Jaköbli, schieb den Wagen um,“ sagte der Bürgermeister, und fahre an den Bach. Polizei! Ihr schließet die Schwellfalle. Jetzt wollen wir mit den Käfern fertig werden, bevor wir zu Mittag essen.

„So,“ setzte Jaköbli noch bei, dies wäre jetzt die Geschichte, wie es mir heute in Bebelbach mit meinen Maikäfern gting.“

Die ganze Gesellschaft lachte natürlich. Franz rief: Es sollen die Bebelbacher leben und ließ seine Dose die Runde machen, den Mann zu stärken.

Nazi meinte, der Jaköbli habe doch etwas stark aufgetragen; allein Jaköbli behauptete allen Ernstes, daß er wirklich nur reine Wahrheit gesprochen.

Der verständige Thomas, von dem im Wanderer schon so manch vernünftigt Wort gestanden, und den seine Mitbürger so hoch verehrten, nahm das Wort und sagte: Die Geschichte,

die uns der Jaköbli von seinen Maikäfern erzählt hat, ist wohl einer nähern Betrachtung werth.

Wie ich dort erfuhr, bezahlen die Bebelbacher ihrem Scheermausfänger jährlich 48 fl. Dieser sorgt dann durch fleißiges Fangen dafür, daß sich die Engerlinge recht zahlreich vermehren und es recht viele Maikäfer gibt. Der Maulwurf (die Scheermaus) ist nämlich das einzige Thier, das diesen unersättlichen Pflanzenwurzeln- und Knollenfressern wirksam auf die Ferse geht.

Da kommt's dann nicht selten vor, wie gerade das vorlezte Jahr in Bebelbach, daß der Ertrag auf trockenen Wiesen, Getreidefeldern, Kartoffel- und Kleeäckern zum größten Theil durch Engerlinge zerstört wird. Die Wiesen sind dann auf etliche Jahre total ertragsunfähig.

Die Bäume werden bei einem Käferjahr ebenfalls ruinirt. Rechnen die Bebelbacher den Lohn für den Scheermauser, dann die Summen fürs Einfangen der Maikäfer und dazu den Schaden auf Aekern, Wiesen, auf den Bäumen, so ist dies gewiß recht verkehrt, so etwa, wie wenn die Karren die Rosß zieht. Man denkt beim Verfolgen der Maulwürfe stetsfort nur an die Haufen, welche die Maulwürfe aufwerfen, aber nicht an den viel größern Nutzen.

Nazi. Dies kommt mir vor, wie wenn wir unsere Katzen alle todt machen würden, weil alle die Neigung haben zum Stehlen und Naschen, somit hie und da ein Stück Fleisch, eine Wurst stehlen, Milch naschen und bei diesem Geschäfte eine Schüssel oder einen Hasen zerbrechen. Der Nutzen, den sie uns durchs Wegfangen der Mäuse leisten, ist gleichwohl größer.

Thomas. Ich würde den Scheermauser geradezu an den Ohren nehmen, wenn er mir auf meinem Kartoffelfeld, auf dem Delsamacker, im Weinberge, in der Baumschule und im Garten einen Maulwurf fangen wollte. Höchstens im Frühjahr etliche Wochen lange auf den Wiesen, aber gegen den Sommer und Herbst hin, wünsche ich sie auch da geschont.

Nazi. Der Maulwurf soll uns nur die Engerlinge fressen, wozu er von der Vorsehung bestimmt ist, dann entstehen wenig Maikäfer. Man wird dann weniger über ein Maikäferjahr zu klagen haben, viel weniger noch über einen Engerlingfraß.

Jaköbli. Ich glaube auch, daß manche von den Maikäsern bereits ihre Eier schon wieder gelegt haben, wenn sie gefangen und eingeliefert werden. Für diese gibt man dann das Geld umsonst aus.

Thomas. Durchs Anlegen von Brutkästen für die Staaren, durchs Hegen der Sperlinge, Finken, der Fledermäuse und Schonen der Maulwürfe werden wir eher Herr über die Engerlinge und Maikäser, als mittelst Einsammeln durch Menschenhand.

Fett! oder bloß aufgeblasen?

Ob mit Recht oder Unrecht. Es ist einmal unter dem Volke die Meinung verbreitet, in Seminarien gehe es etwas knapp zu. Kommt ein Zögling dann nach Hause und ist etwas abgemagert, so ist dies selbstverständlich und Jedermann findet es in Ordnung. Also kommt auch des Kaisers Fidele von Hausen heim in die Ferien, bringt aber einen Kopf mit, wie ein Pfeifer.

„Es muß doch nit gar so mager hergehen, im Seminari,“ meint die Mariann, „der Fidele hät jo en Kopf wie en Prälat.“

„Ja“, fällt ihr die Magd, die schon einmal im Seminar gedient hat, ein, „des ist so recht Fetti, er ist nu so ufblöse, vum giege.“

Aus der Schule.

In einer kath. Mädchenschule stellte die Lehrerin die Frage: „Welches ist der schlechteste

Kath?“ — Sofort erhob sich das Töchterchen eines Stadtrathes und antwortete ganz naiv: „der Gemeinderath!“

Im Gerichtssaal.



Richter: Beklagter, Er ist wegen Ehrenkränkung des Ortschulzen zu 3 Tagen Arrest verurtheilt. Will Er sich dem fügen oder die Berufung ergreifen?

Bauer (aufgebracht): Den Schulzen und das ganze Gericht soll der Teufel holen.

Richter (schwerhörig, sich zu ihm hineineigend): Das muß aber innerhalb 14 Tagen geschehen, sonst wird's rechtskräftig!

Ergebniß der Gewinnziehung von 1869.

Am 19. März 1869 wurden in Gegenwart mehrerer Urkundspersonen die vier Nummern herausgelost, welche die Prämie von 110 fl., sowie die Verkäuferprämie im Betrag von 27 fl. 30 kr. erhalten, und es fiel auf Nr. 70,592 der erste Gewinn mit fl. 50. Nr. 83,983 der dritte Gewinn mit fl. 20. Nr. 70,665 der zweite Gewinn mit fl. 25. Nr. 51,052 der vierte Gewinn mit fl. 15.

NB. Der erste Gewinn-Kalender wurde bei Herrn L. Th. Hauss in Stockach gekauft und es erhielt die Prämie mit 50 fl. Paul Drfinger, Käufer in Giegeltingen.

Den vierten Gewinn-Kalender kaufte Gregor Wolf von Heinsfetten bei Herrn Joh. Füssinger in Neßkirch, und ersterer erhielt die Prämie mit 15 fl.

Jahrmarkts-Berichtigungen.

Einsheim hält Vieh- und Schafm. am 8. März, 13. Sept., 8. Novbr., 6. Dez.; Schafmarkt am 2. Aug. Pfüllendorf hält weitere Viehm. am 25. Jan., 22. Febr., 29. März, 26. April, 31. Mai, 28. Juni, 26. Juli, 30. Aug., 27. Sept., 25. Okt., 29. Nov., 27. Dez. Oberndorf hält Krämers- und Viehm. am 14. März, 3. Mai, 20. Juli, 24. Auguß, 29. Sept., 11. Novbr.

Auflösung der Räthsel. 1. Im Buchstaben T. — 2. Floh. — 3. Weil es mehr weiße als schwarze Schaafse gibt. — 4. Das Echo.